

Japantown gehört zu San Francisco

Einst vierzig Blocks gross, heute ein kleiner Kosmos: Amerikaner mit japanischen Wurzeln kämpfen darum, dass das älteste japanische Viertel der USA seine Identität bewahrt – und nicht verschwindet.
VON TANJA SCHUHBAUER



Zurückhaltend und doch einladend ist auch die Architektur in Japantown.

IMAGO

An der steilen Post Street in San Francisco fällt die Herbstsonne durch die Fenster der Lobby des Hotels «Kabuki». Jim Carroll wartet auf einem Designersofa auf die Klassenkameraden, mit denen er in den 1960er Jahren die American School in Tokio besuchte. Am Vormittag ist der 68-Jährige aus Texas ange-reist. Er trägt ein kariertes Hemd und einen Ehering, blinzelt zur Drehtür. Noch ist niemand da ausser ihm.

110 Schulkameraden aus allen Teilen Amerikas und der Welt werden heute an-reisen zum Klassentreffen in Japantown, dem weltweit ältesten japanischen Vier-tel ausserhalb Japans. In den 1950er Jah-ren erstreckte es sich auf vierzig Blocks, heute sind es noch sechs. Die anderen zwei japanischen Viertel in den USA be-finden sich in Los Angeles (Little Tokyo) und in San Jose (Nihonmachi) – eben-falls in Kalifornien an der Westküste.

Jim Carroll ist nach fünfzehn Jah-ren erstmals wieder in San Francisco. Er freut sich auf das «authentische japa-nische Abendessen» im Viertel, sagt er. In Japantown fühle sich für ihn «viele vertraut an». Dabei hat der weisse Mann aus Texas nie in San Francisco gelebt.

Fremdeln mit der Heimat

Jim Carroll kam in Tokio als Kind von weissen, ausgewanderten Amerikanern zur Welt und wuchs in Japan auf. Sein Vater hatte in Tokio eine Stelle ange-nommen. Als Jim Carroll mit 18 Jah-ren seinen Schulabschluss in der Tasche hatte, verliess er Japan in Richtung USA, um Maschinenbau an der Univer-sität Texas zu studieren.

Er heiratete, bekam zwei Kinder und bewies gegenüber seinem Arbeitgeber Loyalität nach japanischer Manier: 31 Jahre lang hielt er dem Southwest Research Institute im texanischen San Antonio die Treue, erforschte Emis-sionen von Hochleistungsdiesel- und al-ternativen Kraftstoffmotoren und ent-wickelte als leitender Forschungsinge-nieur energiesparende Lösungen für Re-gierungs- und Industriekunden.

Jetzt ist Jim Carroll pensioniert und lebt mit seiner Frau in der Nähe von San Antonio auf dem Land. Das sei etwas «komplett anderes» als Japantown, sagt er und blickt aus dem Fenster. Die Ruhe auf dem Land gefalle ihm, vor allem liebe er es, selbst am Herd zu stehen und japa-nisch zu kochen. «Ich bin amerikanischer Bürger und sehe auch so aus, aber viele Leute meinen, ich wirke japanisch, weil ich so denke und mich so verhalte.»

Jim Carroll schätzt die japa-nische Freundlichkeit, die Disziplin, den Respekt, die Autorität und das Zurück-halten von Emotionen. Ihm missfal-len schlechtes Benehmen und das bis-weißen Vorlaute in den Staaten. Waf-fen zum Beispiel «gehören nicht in die Hände der Zivilbevölkerung», sondern ausschliesslich in die Hände von Poli-zisten. «Das macht einen Ort zu einem sicheren Ort», sagt Jim Carroll.

«Amerikaner könnten von der japa-nischen Kultur lernen, öfter den Mund zu halten und den Leuten zuzuhören», sagt er. Andersherum könnten sich Japa-ner auch etwas von der amerikanischen Kultur abschauen, vor allem offener sein für Neues, findet er. «Japaner ändern un-gern etwas, das sie seit langer Zeit tun. Was ich in meiner Schulzeit in Tokio aber vor allem verstanden habe, ist, dass alle Menschen gleich viel wert sind.» Er wirkt wie eine Inkarnation des Besten aus zwei Welten und auch, als fremde er biswei-len mit dem eigenen Land, wo Menschen zwar aussehen wie er, oft aber anders ge-prägt und gesinnt sind.

Kampf um die eigene Identität

Was Jim Carroll auf dem Hotelsofa über sich erzählt, erleben zwei Menschen auf der anderen Seite der Post Street bei-nahe spiegelverkehrt: Sie haben zwar einen amerikanischen Pass wie er, aber japanische Gene, Gesichtszüge und Vor-fahren. Die beiden Kreativen kamen im Japantown der 1960er und 1970er Jahre auf die Welt. Ihr Viertel schwindet seit Jahrzehnten immer mehr. Dagegen kämpfen sie.

«Amerikaner könnten von der japanischen Kultur lernen, öfter den Mund zu halten und den Leuten zuzuhören.»

Jim Carroll
Amerikaner,
der in Japan aufwuchs

Gegenüber dem Hotel «Kabuki», wo die Post Street an Steigung gewinnt, be-findet sich seit sieben Jahren das Büro von Japantown Community Benefit District (JCBD). Geschäftsführerin der NGO ist die Grafikdesignerin Grace Horikiri, 62, deren dunkle Augen frech durch eine sehr dicke, schwarze Desi-gnerbrille schauen. Unterstützt wird sie von ihrem Stellvertreter Brandon Quan, 50, der mit einem Basecap am Bespre-chungstisch sitzt.

Mit ihrer gemeinnützigen Organi-sation wollen die beiden Japanese-Ame-ricans das Viertel wieder grösser ma-chen und vor allem japanischer. «Ich mache mir Sorgen, dass die japanische Kultur in unserem Viertel verschwindet, und wünsche mir, dass Japantown als authentischer Ort in Kalifornien wahr-genommen wird und wächst», sagt Bran-don Quan mit ausgeprägtem amerikani-schem Akzent. Seit dem Zweiten Welt-krieg und der Vertreibung der japa-nischen Bevölkerung verliert Japantown an Grösse und an Charakter.

Nach Pearl Harbor interniert

Die Geschichte der Japaner in San Fran-cisco begann 1869. Unter den ersten Einwanderern waren viele japanische Farmer, die als Jüngste zu Hause ohne Erbe geblieben waren und ihr Glück in den USA suchten. Zuerst liessen sich die Einwanderer am Rande Chinatowns und im Viertel South of Market nieder.

Nach dem Erdbeben 1906, bei dem mehr als 3000 Menschen ums Leben kamen, zog die japanische Gemeinde in das heutige Japantown. Doch als San Francisco anordnete, dass japa-nisch-amerikanische Schüler sepa-rate, «rassenspezifische» Schulen besu-chen sollten, kam es nach heftigen Ein-wänden der japanischen Regierung zu einem internationalen Streit. Daraufhin schränkten die Vereinigten Staaten den Zustrom der Japaner ein.

Und es kam schlimmer. Nach dem Angriff der Japaner auf Pearl Har-bor im Dezember 1941 erklärten die

USA Japan den Krieg. Im Februar 1942 unterzeichnete US-Präsident Frank-lin D. Roosevelt die Executive Order 9066 und zwang damit die japanisch-stämmige Bürgerschaft, einschliesslich der japanisch-amerikanischen Staats-bürger, umgesiedelt und in Lagern inter-niert zu werden. Einige Internierte war-teten jahrelang auf ihre Freilassung und verloren derweil Haus und Land. Viele ehemalige Japantown-Bewohner kehr-ten nie zurück nach Japantown.

Trotzdem erreichte Japantown in den 1950er Jahren mit vierzig Blocks und 5000 internationalen Bewohnern einen neuen Höhepunkt. Auch die-ser währte nicht lange. Eine Sanierung Ende der 1960er Jahre, als San Francisco das Viertel als «verdorbenes» Gebiet be-zeichnete, reduzierte Japantown auf nur sechs Blöcke, die es bis heute ausmachen.

Grace Horikiri hat sich vorgenom-men, die japanische Gesellschaft ins Viertel zurückzuholen: «Immer, wenn wir Japaner eine ins Gesicht bekom-men haben, standen wir wieder auf und machten weiter.» Ein Anfang ist getan: Bevor es die Organisation JCBD gab, lag Müll in den Strassen, Graffiti prang-ten an Hauswänden, Obdachlose brei-teten sich aus. Einzelhändler fürchte-ten, dass Besucher einen Bogen um das Viertel machen, wenn das so bleibt. Da-mit sollte Schluss sein. In einer demo-kratischen Wahl entschieden sich Ge-werbetreibende und Wohnungseigentü-mer 2017, die NGO Japantown Commu-nity Benefit District zu gründen mit dem Ziel, Japantown wieder erblühen zu las-sen – finanziert mit freiwilligen Abgaben.

Heute kehren Müllmänner an jeder Ecke den Dreck zusammen. Das funk-tioniert dank Grace Horikiri und Bran-don Quan besser als in vielen anderen Vierteln von San Francisco, das heute rund 800 000 Einwohner zählt. Auch haben die beiden dazu beigetragen, dass kleine Geschäfte die Pandemie überleb-ten, indem sie als Testzentren dienten.

«Ich bin hier aufgewachsen. Mir liegt viel an diesem Viertel», sagt Grace Horikiri. «Ich will, dass wir japanischen



Grace Horikiri setzt sich dafür ein, dass das japanische Viertel wieder wächst.

TANJA SCHUHBAUER



An der Post Street stehen Englisch und Japanisch gleichberechtigt nebeneinander.

NICHOLAS J. KLEIN / IMAGO



Zwischen modernen Gebäuden und ruhigen Seitenstrassen behauptet sich das traditionsreiche Viertel.

IMAGO

Amerikaner wieder eine Art kulturellen Stolz entwickeln, auch für die Nachfah-ren unserer Generation. Wenn sie Japa-ntown besuchen, sollen sie ein Zugehö-rigkeitsgefühl haben.» Ein Grund, weshalb sie Wert auf die Pflege der Kulturfesti-vals legt, wie zum Beispiel des Kirsch-blütenfestivals im April oder des Nihon-machi-Strassenfests im August. Hier kommen die Menschen zusammen.

Zweisprachige Strassenschilder

Nihonmachi, wie Japantown auf Japa-nisch heisst, ist in wenigen Stunden leicht zu Fuss zu entdecken. Es liegt westlich des Kunst- und Geschäftsvier-tels Tenderloin im Zentrum San Francis-cos und hat wenig gemein mit dem bis-weißen mit Touristen überfüllten China-town im Osten.

Auch die Architektur ist eine andere: zurückhaltend, reduziert. Hier und dort alternde Holzschindeln an Hausfassa-den, ab und zu ein typisch japanisch ausladendes Vordach, sonst geradlinige Leichtbauweise in schlichten Naturfar-ben. Die Strassenschilder sind auf Eng-lisch und auf Japanisch beschriftet.

Ein Geschichtsrundgang mit 17 Infor-tafeln am Wegesrand führt Besucher durch das Viertel. Im Zentrum steht die Friedenspagode, die Japantown in den 1960er Jahren von der japanischen Stadt Osaka geschenkt bekommen hat. An der Bushaltestelle grüsst man sich distanziert, aber freundlich, selbst unter Fremden. Ein ruhiger, beschaulicher Ort der sonst quirligen Hightech-Stadt in der Bay-Area.

Mehr als 500 japanische Unterneh-men zählte Japantown im Jahr 1909. Heute verteilen sich 200 Geschäfte zwischen Sutter Street im Norden und Geary Boulevard im Süden, Fillmore Street im Westen und Laguna Street im Osten; jedes vierte davon ist ein Restau-rant. 60 Läden bieten alte und neue japanische Waren, von antiken Holz-schnitten aus dem 18. bis 21. Jahrhun-dert bis zu modernen Haushaltswaren, Tee, Geschirr und Kimonos. Japanische

«Ich wollte kein Aussenseiter sein und sagte immer: Gib mir kein stinkendes asiatisches Essen, ich will ein Sandwich!»

Brandon Quan
Amerikaner vierter Generation
mit japanischen Wurzeln

Supermärkte bieten fermentierte Soja-bohnen, japanische Steinpilze und japa-nische Süßigkeiten an.

«Besonders 18- bis 30-Jährige aus ganz San Francisco kommen gerne zum Shoppen nach Japantown», sagt Grace Horikiri. «Sie kaufen Teekannen und Origami-Papier und speisen in ange-sagten Ramen-Lokalen wie im «Maru-fuku Ramen» in der Kinokuniya Mall oder im «Hinodeya».» Einige japanische Restaurants hier gelten als die besten San Franciscos, doch es gibt auch gute thailändische, koreanische und chinesi-sche Lokale. «Wir haben andere Kulte-ren immer mit offenen Armen empfan-gen», sagt Grace Horikiri.

So gut wie möglich angepasst

Brandon Quan treibt das Trauma der Japanese-Americans auch persönlich um. Er lebt in vierter Generation in San Francisco. Auch seine Vorfahren litten unter politischer Ausgrenzung und ge-sellschaftlicher Diskriminierung. Bran-don Quans Urgrossvater starb im Inter-nierungslager, seine Mutter wurde dort geboren. «Das Leid, das die amerikani-sche Regierung den japanischen Ame-rikanern zufügte, stand nicht in meinen Geschichtsbüchern, als ich Schüler war», sagt Brandon Quan. «Die USA haben ihre Kriegsvergangenheit nicht gut auf-gearbeitet. Das war keine Internierung, das war ein Gefangenlager.»

Als Kind japanischer Vorfahren müt-terlicherseits und chinesischer Vorfah-ren väterlicherseits besuchte Brandon Quan im San Francisco der 1980er Jahre eine katholische Schule und passte sich so gut wie möglich dem amerikanischen Lebensstil an. Fragen wie «Bist du Ame-rikaner? Wann bist du nach Amerika ge-kommen?» liess er über sich ergehen.

«Ich wollte kein Aussenseiter sein. Ich wollte so amerikanisch wirken wie möglich», sagt er. Daher habe er zum Glück nie die Erfahrung von Ausgren-zung gemacht. «Ich habe immer gesagt: Gib mir kein stinkendes asiatisches Es-sen, ich will ein Sandwich!», erinnert er

sich und lacht, obwohl es traurig ist. «Ich bin ein sehr offener Mensch und fühle mich sehr amerikanisch. Ich muss akzep-tieren, dass ich mehr Amerikaner bin als irgendetwas anderes. Ich weiss wenig über chinesische und japanische Kultur und wäre verloren, wenn ich in einem dieser Länder leben müsste.»

Wie die meisten Nachfahren be-herrscht auch Brandon Quan die japa-nische Sprache kaum. Seine Familie ver-mied es, Japanisch zu sprechen. Sie fei-erte Ostern, obwohl sie überhaupt nicht religiös war. «Darin unterscheidet sich Japantown von Chinatown: Die chine-sische Gemeinde bleibt bis heute weit-gehend unter sich und verlernt weder ihre eigene Sprache noch ihre Kultur. Ich hingegen kann auf Japanisch höchs-tens nach dem Weg zur Toilette fragen», witzelt Brandon Quan, verschränkt die Arme und blickt aus dem Fenster.

Auch Grace Horikiri besuchte eine katholische Schule, sprach aber lange nur Japanisch. Sie lebt erst in zweiter Generation in San Francisco. «Meine Eltern haben mich ermutigt, beides zu leben: die japanische und die amerikani-sche Kultur.» Sechzehn Jahre lang prakti-zierte sie den klassischen japanischen Tanz Nihon Buyo mit seinen langsamsten Bewegungen zu Musik oder Gesang.

Jedes Mal, wenn sie Aufführungen des Tanzes sieht, will sie wieder Unter-richt nehmen. Aber sie macht es nicht. «Es ist eine Verpflichtung, zu der ich mich nicht verpflichtet kann», sagt sie zur Begründung. Kann sie ein japa-nisches Lebensgefühl entwickeln, ohne je in Japan gelebt zu haben? «Ich bin ame-rikanisch in meinem Denken, aber kul-turell fühle ich mich japanisch.» Eine Art Zerrissenheit, die Jim Carroll aus Texas bekannt sein dürfte – nur eben spiegelverkehrt.

Das «richtige» Japan haben sowohl Grace Horikiri als auch Brandon Quan mehrfach besucht. Doch dort leben? Die beiden Freigeister leben kinderlos und schätzen ihre Freiheiten in Kalifor-nien sehr. «Die sozialen Erwartungen in Japan könnten wir beide nicht erfüllen.

Von Frauen wird immer noch erwartet, dass sie sich für ihre Familie aufopfern und Kinder grossziehen», sagt Grace Ho-rikiri. «Und als Mann müsste ich mein ganzes Leben einem Konzern widmen und der Firma auf ewig loyal verbunden bleiben», sagt Brandon Quan und schüt-telt den Kopf.

Wenige lesen noch Japanisch

Wo Japantown authentisch ist und wo etwas verlorengegangen ist, erzählen die beiden bei einem Spaziergang durch das Viertel, die Post Street hinunter, vorbei an der Friedenspagode. Grace Horikiri schlüpft in ihre mit Blumen bedruckte Regenjacke, in San Francisco wechseln sich Sonne und Regen ständig ab. Im Ein-kaufszentrum mit mehreren japanischen Geschäften nimmt sie das «Japantown Newspaper» aus dem Ständer. Es ist die einzig verbliebene Zeitung des Stadt-teils, inzwischen fast komplett in engli-scher Sprache verfasst. Nur eine Seite ist noch auf Japanisch geschrieben. Weniger als die Hälfte der Einwohner von Japa-ntown haben noch japanische Wurzeln. Viele von ihnen leben im Seniorenheim.

Vor einer japanischen Bäckerei stoppt Grace Horikiri und zeigt auf das Gebäck im Schaufenster. «Diese Milch-brötchen sind traditionell japanisch ge-fertigt. Sie lassen sich mit allem bele-gen. Ich esse sie gerne mit Erdnussbut-ter. Das ist dann amerikanisch-japa-nisch», sagt sie und kichert. Auch das ist eine Art Inkarnation des Besten aus zwei Welten.

Bei Jim Carroll in der Hotellobby des «Kabuki» sind die ersten Schulfreunde eingetroffen. Ein grosses Hallo mit Gleichgesinnten, die sich in den Armen liegen. Draussen hüllt das Abendrot die Post Street in warmes Licht, und eine Stimmung von alter Vertrautheit, Zu-gehörigkeit und Zusammenhalt erfüllt den Raum.

Diese Reportage wurde möglich durch die Unterstützung von San Francisco Travel Asso-ciation und Condor.